

Zeitschrift: FRAZ : Frauenzeitung

Band: - (1996-1997)

Heft: 2

Artikel: Lenin, Corinne und die Kartoffelsuppe : eine Reportage über grosse und kleine Leidenschaften

Autor: Kuhn, Marie-Josée / Bie, Esther van der

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1053713>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lenin, Corinne und die Kartoffelsuppe

Eine Reportage
über grosse und kleine
Leidenschaften

Von Marie-Josée Kuhn* (Text)
Esther van der Bie** (Fotos)

«Viel weiss ich, doch möcht ich alles wissen.» In Anlehnung an Goethes Faust umschreibt Heidi Masshardt ihre Leidenschaft, die Wissbegierde. Heidi Masshardt ist dreimal fünfundzwanzig Jahre alt und ein paar Jährchen dazu, wie sie sagt, und erst seit zwei Wochen Pensionärin im Alters- und Pflegeheim Lentulus am Berner Monreposweg.

«Für mich ist die Leidenschaft ein Loch, ein imaginäres Loch irgendwo in einem drin. Es tut weh, wenn einem alles weggestorben ist.» Frieda Thalman ist dreiundneunzig, zierlich und sehlig. Ihre grosse Leidenschaft waren die zwanziger Jahre und die vielen aufregenden Menschen, die sie im Verlauf ihres Lebens kennengelernt hat.

«Ich sammle Enten, Rahmdeckeli und Puppen. Ich umhülle Kleiderbügel und bastle Geschenksäckli aus alten Kalenderblättern.» Verena Meier*** ist eine leidenschaftliche Sammlerin und mit ihren vierundsiebzig Jahren die Zweitjüngste im Lentulus.

Der grüne Bus hält kurz nach der Eisenbahnunterführung in Richtung Köniz, einem Vorort von Bern. Dübystrasse. Eine schmale Strasse führt eine Anhöhe hinauf und um die Kurve, der Monreposweg. Der Name macht Sinn: Während des kleinen Aufstiegs entrücken Motorenlärm und Betongrau; Vogelgezwitscher und Grasgrün machen sich breit. Die linke Strassenseite säumt eine Reihenhaussiedlung, Häuserzeile, Gartenzeile, Häuserzeile, Gartenzeile. Die rechte dominiert ein runder, grasbewachsener Hügel, auf dessen höchstem Punkt Rupertus Scipio Lentulus, «Freund und General Friedrich des Grossen und hiesiger Republic», seit dem 16. Dezember 1786 begraben liegt. Das Wegschild zeigt geradeaus: «Alters- und Pflegeheim Lentulus».

Der rote Backsteinbau könnte englisch sein, wären da nicht die schwerfälligen Betonbalkone mit ihren metallenen Trägern, die dem Bau fast bössartigerweise angeklotzt wurden. Geduckt hängt er mit flachem Dach und wie ein faules Tier am Abhang und zieht sich in die Länge: Fenster

an Fenster, alle gleich. In den Blumenrabatten längs der steilen Zufahrt tut sich wenig. Es ist März, aber immer noch Winter, und es regnet.

★

Verena Meiers Zimmer befindet sich im zweiten Stock. Von irgendwo auf den unbelebten Gängen ertönt Geschirrgeklapper und das Rollen eines Servierwagens. Kein Geruch. Frau Meier sitzt ruhig und bereit zum Gespräch im ledernen Sessel. Sie trägt eine bordeauxrote Seidenbluse, passend zur Damastbettedecke, und einen langen schwarzen Faltenrock. Auf dem kleinen Fenstersims drücken sich kleine Kakteen eng aneinander und auf der vorstehenden Leiste oberhalb der Balkontür stehen Enten in Reih und Glied. Über dem Bett hängen ein Wandteppich in tiefen Rottönen, drei goldumrahmte Wandteller und mehrere Ankerbilder. Auf dem Bett sitzen zwei hellblonde, dickliche und blauäugige Puppen. «Das sind Corinne und Thomas», erklärt Frau Meier und erzählt. «Ich war damals im Spital, es war zur Weihnachtszeit. Das Spital hatte einen grossen Kiosk. Dort sah ich die Corinne und kaufte sie. Sie gefiel mir enorm, weil man sie hochheben und umhertragen kann wie ein Bébé. Weil sie keine steife Puppe ist, sondern eine bewegliche, mit hängenden Gliedern.» Ein paar Tage später entdeckte Verena Meier den Buben. Sie wusste sofort: «Das ist der Thomas», und kaufte auch ihn.

Zu Corinne und Thomas hinzu kamen andere: der Stöffeli, der Köbeli, das Katherlini und das Theresli. Sie alle bevölkern menschlicherseits das Zimmer von Verena Meier. Aber da sind auch die Tiere: das gestrickte rosarote Glückssäuli, das klein und breitbeinig auf dem bordeauxroten Hocker einen Ehrenplatz hat, der alte und der neue Plüschbär und die Enten aus Holz oder Porzellan. Die Entensammlung beruht auf einem Missverständnis und begann ebenfalls im Spital: «Ich war damals mit zwei anderen Frauen im Zimmer, einer Deutschschweizerin und einer Westschweizerin, die nur französisch verstand», sagt Frau Meier. Während sie redet, tickt die Uhr an der Wand: «Wir Deutschschweizerinnen redeten (tic) häufig zusammen, während die welsche Frau (tac) nur zuhörte. Und während wir länger im Spital bleiben mussten, konnte (tac) die andere schon bald nach Hause.

Sie kam mich nach (tic) ihrer Heimkehr besuchen und brachte mir ein Geschenk.» Es war eine hölzerne Ente. Eine hölzerne Ente? Verena Meier lacht: «Die Frau hatte gehört, wie wir Deutschschweizerinnen über 'Canarli' sprachen, wissen Sie, diese Schnapsgläschen. Sie meinte, wir redeten über Enten zum Aufstellen.»

Von den fünfundzwanzig Enten, inklusive der kleinen auf dem Tisch, trägt nur die Lieblingsente Caroline einen Namen. Doch weiss Verena Meier von allen, bei welcher Gelegenheit und mit welchem Besuch jede einzelne zu ihr kam. «Das Sammelgefühl ist für mich ein frohes Gefühl. Mit jedem Stück habe ich wieder etwas, etwas mehr», sagt die engagierte Rahmdeckelisammlerin, die es bis heute zu vier vollen Alben gebracht hat. Zuerst waren da ein paar Deckeli, dann eine ganze Serie, dann das erste Album, und schliesslich begann der Tauschhandel mit einer anderen Frau. Verena Meier, die früher nie etwas sammelte, kann sich ein Leben ohne ihre Leidenschaften nicht mehr vorstellen: «Ich suchte diese Leidenschaften, um mich daran festzuhalten. Sie sind jetzt noch mein Strohalm.»

★

Von jenem Moment an, als sie Oberschwester Silvia die Einwilligung für das Interview gab, hat Heidi Masshardt viel über Leidenschaft nachgedacht und ihre Gedanken zu Papier gebracht. «Hier, ein Brouillon», eröffnet die grosse Frau mit den kecken Augen das Gespräch energisch. In der Zeitung zu kommen, sogar mit einem Bild, würde ihr schon gefallen: «Ich habe nicht mehr so viele Jahre vor mir, und wenn sich mir schon die Chance bietet, sage ich nicht nein», sagt sie lachend, dass es ihre goldumrahmten beigen Blumenohrenclips nur so schüttelt. Dementsprechend unwirsch wird sie auf die Ankündigung eines Pflegers reagieren, der plötzlich seinen Kopf zur Tür hereinstreckt und Besuch anmeldet. «Besuch?» wird die ehemalige Chefsekretärin bestürzt fragen und dann abwinken: «Sagen Sie, ich hätte einen Termin und sei im Moment unabkömmlich. Und sagen Sie auch, die sollen sich das nächste Mal voranmelden.»

Heidi Masshardt liegt in ihrem verstellbaren flaschengrünen Liegestuhl. Um die Hüfte gebunden trägt sie ihre «Kängurutasche»: «Sehen Sie», erklärt sie und fährt



Frieda Thalmann: «Wir sangen Lieder wie 'Wer will denn weinen, wenn man auseinandergeht, und an der nächsten Ecke schon ein anderer steht' und anderes dummes Zeug. Wir wollten alles anders machen. Wir wollten die Armee abschaffen ... Nie mehr Krieg ... Doch alles war umsonst.»

mit beiden Händen in die Tasche: «Das ist natürlich ein Klämmerlisack, aber ich sage dem Känguruhtasche». Andere Frauen im Heim tragen ihren Krimskrans im Handtäschchen mit. Heidi Masshardt hat dafür ihre Känguruhtasche. Andere Frauen lassen sich beim Coiffeur Dauerwellen machen. Heidi Masshardt trägt einen pfiifigen Kurzhaarschnitt. «Diese Dauerwellen sind so unnatürlich. Schon früher kam ich fast immer mit einem Herrenschnitt vom Coiffeur», sagt sie. Und: «Ich lebe vermutlich eher im Moment.» Weise sei der Mensch, der nicht den Dingen nachtrauere, die er nicht mehr besitze, sondern sich der Dinge erfreue, die er noch habe. Das habe sie vom griechischen Philosophen Epiktet übernommen, kommentiert die Lehrerstochter. Übernommen und auf ihre Situation hin leicht abgeändert: Für die Wörter 'mehr' und 'noch' in diesem Spruch zeichnet Masshardt und nicht Epiktet.

«Plötzlich weiss ich eine Leidenschaft», schreibt Frau Masshardt in ihrem Brouillon: «Wissbegierde». Die ehemalige Schülerin der Töchterhandelsschule Bern gibt ein Beispiel. «Mit einer der Pflegerinnen hier rede ich italienisch. Kürzlich sagte die übers Gesundsein so etwas wie 'sano, come Dio vuole'. Ich dachte, aha, sie erwähnt Gott, also ist sie vermutlich Katholikin. Wir Protestanten reden ja nicht immer gleich von Gott.» Auf die Frage, ob sie katholisch sei, schüttelte die Pflegerin allerdings den Kopf und sagte, sie sei orthodox. «Plötzlich will ich mehr über Orthodoxe wissen. Ich rufe meine Schwester an und beauftrage sie, mir Informationen zu beschaffen.» Nachschlagewerke hat Masshardt selber keine. Wenn immer sie andere anrufe, um über ein Thema mehr in Erfahrung zu bringen, ergebe sich am Telefon gleich ein anregendes Gespräch.

Nie ist es ihr langweilig, ständig ist sie mit Nachdenken beschäftigt: «Sehen Sie, ich muss unbedingt wissen, was für Bäume das sind, vor meinem Fenster.» Ständig gehen ihr Dinge durch den Kopf, Baumarten oder Blumennamen, und ständig muss sie irgendwelche selbstgestellten Quizfragen lösen. Auch die Steinkunde hat es ihr ange-tan: «Feldspat, Quarz und Glimmer, die vergess ich nimmer», trägt sie einen weiteren Spruch aus ihrem reichen Zitatefundus vor. «Ich nahm einen Kurs über Steinkunde an der Uni Bern. Ich wollte wissen, wie ein



«Plötzlich weiss ich eine Leidenschaft», schreibt Frau Masshardt in ihrem Brouillon, «Wissbegierde».

Serpentin aussieht und wie ein Quarz.» Sie kannte alle Fachausdrücke, ein Grund dafür, dass sie Chefsekretärin in der Eidgenössischen Versuchsanstalt in Liebefeld wurde, der sie dreiundzwanzig Jahre lang treu blieb. «Ich plagiere ein bisschen, nicht wahr?» fragt sie kokett. «Ich will nicht plagieren, aber es tut einem gut, wenn man sagen kann, man sei einmal ein bisschen wichtig gewesen. Hier vergeht einem das ja.»

Wo welche Sternbilder sind, und wie sie heissen, konnte Heidi Masshardt sich gut merken. Wie man eine Suppe macht hingegen nie. Schon während der Ehe und erst recht nach ihrer Scheidung als Alleinerziehende entsprach sie in mehrfacher Hinsicht nicht dem bürgerlichen Frauenideal. Am häuslichen Herd fühlte sie sich viel weniger heimisch als auf einer Steinkunde-Exkursion im Grimselgebiet, und sie rauchte, wenn auch nur fünf Zigaretten am Tag. Ganz zum Leidwesen ihrer Schwiegermutter übrigens, mit der sie jahrelang das Haus teilte. Die Herstellung einer Bouillon sei vergleichsweise simpel, meint sie, man gebe einen Bouillon-Würfel in eine Tasse und giesse heisses Wasser dazu. Doch schon bei einer Kartoffelsuppe sei sie hilflos: «Keine Ahnung, wie man die macht. Vermutlich mit Kartoffeln?»

★

Der Speisesaal ist gut besetzt. Es ist Samstag, halb zwölf. An hellen Holztischen sitzen, fast vollzählig, die dreiunddreissig Pensionärinnen und Pensionäre. Auf Gehstöcke gestützt, haben sie den anstrengenden Weg zu Käseschnitten mit Speck und Salat unter ihre schweren Beine genommen. Weisse Handschuhe heben Teller vom Servierwagen auf die Tische. Die junge Frau mit blondem Pferdeschwanz und hellblauem Polo-Shirt entfernt die wärmehaltenden Chromdeckel und wünscht einen Guten Appetit. Auch an die Adresse von Frieda Thalmann, die als Antwort bloss nickt und murrte. Sie hat keinen guten Morgen gehabt und hadert manchmal mit dem Lauf der Welt: «Alles wird vermarktet und zerquetscht. Sie sagen dem Tabubruch.»

Die Rede ist von den Medien, genauer vom Fernsehen und vom Dokumentarfilm «Porno-Heidi», den sie sich angeschaut hat. «Den Filmregisseur haben sie auch noch gebracht. Der machte so einen braven Eindruck und sagte fast nichts. Nicht, dass ich prüde wäre, aber wie soll das weitergehen?» Zurück in ihrem Zimmer lässt sie sich seufzend in ihren Gobelinauteuil vor dem grossen Fernseher fallen und erzählt. Die Sätze fallen stossweise, schnell hintereinander, und sie wechseln sich ab mit längeren Redepausen. «Das Kriegsende war wie ein Erwachen. Wir wollten

uns ausleben und führten ein ziemlich sorgloses Leben», sagt sie. Mit Studenten, Kollegen ihres späteren Mannes, ging sie auf «Katerbummel»: Charleston tanzen und ins Kabarett «Cornichon». «Wir sangen Lieder wie 'Wer will denn weinen, wenn man auseinandergeht, und an der nächsten Ecke schon ein anderer steht' und anderes dummes Zeug. Wir wollten alles anders machen. Wir wollten die Armee abschaffen. Nie mehr Krieg ... Doch alles war umsonst.» Mit ihrer Generation ist Frieda Thalmann unversöhnlich: Sie wollte so viel und hat so wenig erreicht. «Ich hatte lauter Leute um mich, die schwere Leidenschaften hatten, die alles wissen wollten, was in der Welt geschah, und die mich mitrissen. Und mein Mann, der lehrte mich reden». Reden? Ja, er habe sie ermuntert mitzureden, auch wenn Professoren und lauter gescheite Leute am Tisch gegessen hätten.

«Ich habe Ionesco gekannt», sagt Thalmann und ihr runzeliges feingeschnittenes Gesicht wirkt auf einmal ganz entspannt. «Mein Sohn hatte irgendwelche Exilrumänen aufgegabelt, mit denen lebte er in Paris. Ich folgte ihm dorthin und kochte für alle. Lauter intelligente Menschen.» Menschen, die sie durch ihren Mann, ihren Sohn oder ihre Tochter kennenlernte. Paul Nizon zum Beispiel: «Der kam nachts mit dem Duvet unter dem Arm manchmal zu meinem Sohn, wenn er seiner Frau wieder einmal davongelaufen war.» Oder Lenin, den Frieda Thalmann aus einer grossen Menschenmenge heraus auf dem Berner Bärenplatz nach Moskau abreisen sah. Oder Paul Klee: «Mein Mann kannte den alten, mein Sohn den jungen Klee.» Und die russischen Kommunistinnen: «Als ich ein kleines Mädchen war, wohnten die in unserem Haus. Ich sehe sie heute noch dastehen mit ihren Reformkleidern. Damals schnürten die Frauen sich ja noch ein, die Russinnen aber trugen lose Kleider und wollten reformieren, deshalb nannte man ihre Röcke Reformkleider.» Des öfters in der Nacht, wenn sie nicht schlafen kann, lässt sie diese Begegnungen, die Gespräche und die Reisebilder vor dem inneren Auge vorbeiziehen: «Ich lebe von meinen Leidenschaften von früher», erklärt sie. Und: «Sie denken, ich spinne, nicht?»

Über dem runden, schweren Tisch hängt eine Klee-Reproduktion. Doch Frieda Thalmann möchte lieber nicht darüber

reden: «Das ist das einzige Bild, das sie mir nicht weggenommen haben. Ich darf gar nicht davon anfangen, sonst muss ich wieder weinen.» Dem Umzug ins Altersheim zum Opfer fielen auch ihre rund zweitausend Bücher, für die es im neuen Zimmer keinen Platz mehr gibt. «Sie denken, ich spinne, nicht?» sagt sie mehr zu sich selber und verlangt nach einem Schluck Tee. Ihr Mann starb vor vierzig Jahren, ihr Sohn verunglückte, die Tochter ebenfalls, dann starb auch der Schwiegersohn, an Leukämie. «Im Alter muss man dafür kämpfen, dass man noch ein wenig Leidenschaft behalten kann. Kleine und grosse Krankheiten kommen, man spürt den körperlichen Abbau, und er schränkt ein», sagt Frieda Thalmann verzweifelt und leicht verärgert.

★

«Wenn man im Alter nicht ruhiger wird, muss man sich fast schämen», meint Heidi Masshardt plötzlich peinlich berührt. Sollte sie sich nochmals verlieben, wäre das einfach unnatürlich, gegen die Natur. Unnatürlich? Ja, sie sei halt so erzogen worden, meint sie und will das Thema wechseln. Wie bereits bei der Politik, die sie für Männersache hält, erschöpft sich ihre Auskunftsfreudigkeit im simplen Hinweis auf ihre soziale Prägung. Auf einmal ist die Wissbegierde erloschen und eine andere

Heidi Masshardt kommt zum Vorschein. Jene, die sich vor gewissen Dingen verschliesst. Zum Beispiel vor der Medizin: «Vermutlich, weil sie von Krankheit und Tod handelt.» Heidi Masshardt richtet ihren Blick in sich hinein und wird nachdenklich: «Ich verdränge Trauriges immer, auch mein Alter. Denn, wenn man dem Traurigen nicht aus dem Weg geht, dann wird man Pessimist.» Und mit einer Stimme, die keine Widerrede duldet, fügt sie hinzu: «Reden wir von etwas anderem.»

★

Als sie über das Wort «Leidenschaft» nachdachte, kam ihr zuerst das Essen in den Sinn. «Im Alter wird Essen viel wichtiger, weil man sonst nicht mehr viel hat, um darüber nachzudenken», sinniert Verena Meier, die leidenschaftliche Sammlerin. Sie mag Süsses und Saures gleichsam: Zuerst Sauerkraut und anschliessend eine Meringue, beispielsweise. Doch im Lentulusheim erhält sie zum Dessert nur eine Frucht, ausschliesslich Assugrin und nur Magermilch, wegen ihrer Gewichtsprobleme. Wenn die anderen Kuchen auf dem Menüplan stehen haben, bekommt sie etwas Fleisch und Brot serviert. Kürzlich fragte sie ihre Tischnachbarin, ob sie ihr ein «Probiererli» geben würde. Das Kuchenstreifen war so schmal, dass sie nicht herausfinden konn-

te, um was für einen Früchtekuchen es sich dabei handelte. Die Diät setzt der ehemaligen Verkäuferin, die noch heute gerne Läden und volle Regale sieht, sichtlich zu, doch sie fragt bloss schulterzuckend: «Was soll ich denn machen? - Ich bin froh über meine Beschäftigungen. Ich umhänge etwa achtzig Kleiderbügel im Jahr, die ich dann verschenke. Und die Geschenksäckli sehen doch auch ganz schön aus, oder?» Mühsam kommt Verena Meier auf ihre Beine und schreitet ihr Bastelreich ab: Lauter bunte halb- und ganzfertige Säckchen übereinandergehängt im kleinen Vorraum neben dem Waschbecken. Sie holt drei selbstgemalte Bilder hervor, abstrakte Farbkompositionen. Die eine, die Variante in blau-grün-gelb, trägt den Namen «Zuckerlos». «Ich kann mich nicht mehr erinnern, warum ich dem Bild diesen Namen gegeben habe», sagt Verena Meier langsam: «Vermutlich machte mir meine Diät damals gerade sehr zu schaffen.»

★

Eine Sache lässt Frieda Thalmann nicht mehr los. Der grösste Traum ihres Mannes war eine Reise in die schwedische Universitätsstadt Tromsø gewesen. Als engagierter Astronomielehrer wollte er dort das Nordlicht beobachten. Thalmanns gingen nie hin, weil das Geld nicht ausreichte. Dann starb Herr Thalmann plötzlich. «Man soll die Dinge nie verschieben», sagt Frieda Thalmann erzürnt, «und schon gar nicht wegen dem Geld. Man muss gehen, gehen, einfach gehen.»

★

Die Glastüre fällt ins Schloss. Die namenlosen Bäume vor Frau Masshardts Zimmer biegen sich im Wind. Über die Eisenbahnersiedlung ziehen schnelle Wolken und blaue Himmelslöcher. Das Wegschild «Alters- und Pflegeheim Lentulus» blitzt in der blassen Frühlingssonne auf. Der grüne Bus hält kurz vor der Eisenbahnunterführung. Dübustrasse. Es ist immer noch März, aber weniger Winter.

***Marie-Josée Kuhn ist Inlandredaktorin der Wochenzeitung (WoZ) und lebt in Bern.**

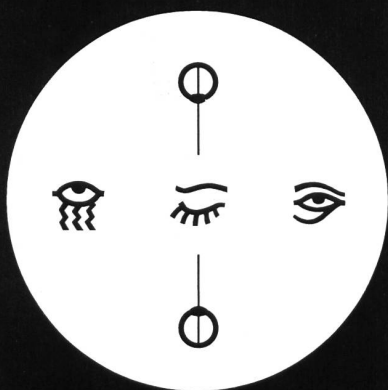
****Esther van der Bie ist Fotografin & Illustratorin und Mitglied des puncto Pressebüros in Bern.**

*****Name geändert.**
Diese Reportage wurde ermöglicht durch einen finanziellen Beitrag des Autonomen Frauenzentrums Zürich (AFZZ).



«Das sind Corinne und Thomas», erklärt Frau Meier und erzählt.

Freie und berührende Augen



Thomas Ammann
eidg. dipl. Kontaktlinsenspezialist

Hohlstrasse 25, 8004 Zürich,
Telefon 01'241 71 14
(bitte telefonisch voranmelden)
Nehme mir Zeit
für persönliche Beratung und
individuelle Lösungen



**Kontaktadresse
nationale
Koordination:**

14. Juni 1996
Postfach 272
3000 Bern 15
Tel 031-350 23 73
Fax 031-350 22 88

**nationaler 14. Juni 1996
Tag der Lohntransparenz**

Der 14. Juni 1996 wird ein historischer Tag

Denn erstmals reden Frauen und Männer Klartext über ihre Löhne. Ausserdem tritt zwei Wochen später, am 1. Juli 1996, das Gleichstellungsgesetz in Kraft. Ab dann gilt unter anderem das Verbandsklagerecht. Damit können Gewerkschaften und Frauenorganisationen stellvertretend für die betroffenen Frauen direkt Klage gegen ein Unternehmen erheben.

Die Zeit vom 14. Juni bis 1. Juli gezielt nutzen

Denn die Frauen sind aufgerufen, Lohndiskriminierungen via «Spezial-Lohtelefone» den Gewerkschaften und Frauenorganisationen zu melden. Die Telefonnummern werden via Inserate und Flugblätter publik gemacht. Frauen meldet Euch – Lohngleichheit jetzt!

**PROBEABO
8 WOCHEN
ZWANZIG FRANKEN**

Die Wochenzeitung
WoZ

Postfach, 8031 Zürich
Telefon: 01-272 15 00
Fax: 01-272 15 01
Mail-Box: ahn@woz.links.ch

Vorname: _____
Name: _____
Strasse: _____
PLZ/Ort: _____